Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 26. Grand Island Nebr., 29. Juni 1906 (Zweiter Theil.) No. 44.

Freude.

Vom großen weiten Himmelzelt
Lacht freundlich auf die ganze Welt
Der lust'ge, gold'ne Sonnenschein
Und grüßt die Menschen, groß und klein.

„Grüß Gott!" erklingt es voller Lust
Als Echo drauf in jeder Brust;
Das Herz wird weit, das Auge hell,
Denn ringsum perlt der Freude Quell.

Die Blumen blüh'n und duften süß,
Die Erde ward zum Paradies,
Aus allen Bäumen, jedem Strauch
Entströmet würz'ger Balsamhauch.

Die Vögel jubeln; überall
Ertönet Lust und Freudenschall.
O Herz, mein Herz, stimm' auch mit ein,
Mit Frohen sollst du fröhlich sein.

Heimath des Herzens.

Novellette von Ruth Goetz.

Es war keine Berechnung von ihr, als sie die Stelle einer Erzieherin bei den vier Kindern des verwittweten Sanitätsrathes annahm. Berechnung lag ihrer einfachen, schlichten Natur so fern, so meilenfern. Viele glaubten es allerdings; warum sonst hätte sie wohl ihren gut bezahlten Posten an der Töchterschule aufgegeben und wäre in das Haus des fremden Mannes übergesiedelt? Lehrerin an einer Schule bedeutet in der kleinen Stadt doch ganz etwas anderes, als Erzieherin und Hausdame zu sein. Da war man frei, unabhängig, konnte den ganzen Nachmittag spazieren gehen, des Abends lesen, während so man sich quälen mußte, Rücksichten nehmen ... Niemand hätte natürlich begreifen können, daß Fräulein Fränze Glauert sich gerade danach sehnte. Für Jemand sorgen können, Kinder in Liebe an sich fesseln, dem Manne das Haus behaglich machen, ihm seine schwere Berufsarbeit erleichtern helfen, das war es, wonach sie verlangte, das konnte dem Leben ja noch Inhalt geben. Und wenn man des Abends um den Tisch saß, oder beim Schein einer Lampe in der Laube des Gartens sein Abendbrod einnahm, wenn die Kinder lachten und der Sanitätsrath lustig wurde und allerhand heitere Geschichten aus seiner Praxis erzählte, dann hatte Fräulein Fränze das Gefühl, von dem besten Theile des Lebens, von einem ruhigen, sorglosen Familienleben auch ein kleines Stückchen bekommen zu haben.

Zwei Jahre lebte sie nun schon in dem Hause, das unten in der Vorstadt in dem großen Garten stand, und ihr waren die hellen Zimmer mit den bemalten Wänden — Tapeten kannte man in dem kleinen Städtchen kaum — mit den weißgescheuerten Dielen, der Garten mit seinen Bäumen und zahlreichen Fruchtsträuchern zur Heimath geworden. Abend für Abend, wenn sie den drei blondlockigen Mädchen und dem vierzehnjährigen Frieder, dem ältesten der Geschwister, gute Nacht sagte, hingen die Kinder sich mit einer stürmischen Zärtlichkeit an das Kleid, an die Arme der Lehrerin — sie mochten in solchen Augenblicken kaum noch an die frühverstorbene Mutter denken. Jugend vergißt leicht, die anderen Ereignisse des Lebens nehmen einen größeren Platz ein, als die Erinnerungen. Für Fräulein Fränze bedeuteten diese Beweise der Liebe aber das Lebensglück. Sie war dann verjüngt. Das Haus, in dem sie lebte, war ihr zur Heimath geworden. Und wie sie es verstand, diese Heimath sich und anderen behaglich zu machen, sie, die seit frühester Jugend fremd an fremdem Tische saß. Jeden Wunsch las sie dem Manne ab, er wurde erfüllt, noch ehe er ausgesprochen war; die liebevolle Beachtung und Würdigung all der tausend Kleinigkeiten des Lebens, das gab sie den Menschen ihrer Umgebung. Schon lange empfand sie es kaum, daß sie nicht ein Mitglied der Familie war, in der sie lebte; mit ihr berieth man alle Angelegenheiten, sie fragte man um Rath, bei ihr suchte man sich den Trost. Darum fühlte sie es besonders, daß seit einiger Zeit etwas in der Luft schwebte; man konnte dieses etwas nicht mit Worten definiren, wie eine Wolke war es, die sich plötzlich auf lachende Flur legte und grüne Wiesen grau und farblos machte. Der Sanitätsrath trug ein gedrücktes Wesen zur Schau, so lange er im Hause weilte, das er jetzt weit öfter als ehedem verließ. Frieder machte ein trotziges Gesicht und gab seinem Vater bei jeder Gelegenheit eine ungezogene Antwort. — —

„Frieder, komm einmal her, mein Liebling," sagte Fräulein Fränze heute nach Tisch, und strich über den braunen Scheitel des Knaben. „Ich wollte dich schon neulich bitten, gegen Papa liebenswürdiger zu sein, mein Herzchen." Sie streichelte die Wange des Knaben, der fast so groß und ein wenig schlanker war, als sein eleganter Vater. Dann faßte sie seine beiden Hände und sah ihm mit einem langen Blick in die Augen. „Findest du nicht, daß du heute schon zum dritten Male recht vorlaut warst? Papa ist zu gut zu euch, sonst müßte er dich eigentlich ordentlich ausschelten. Versprichst du mir nun, brav zu sein?" Da warf das Kind sich an die Brust der Erzieherin, schlang die Arme um ihren Hals und schluchzte auf: „Nein, ich will nicht artig sein gegen Papa — er soll es fühlen, ich will keine neue Mutter — du sollst bei uns bleiben, Fränzel, ich will keine anderen Menschen." Einen Augenblick blieb es still, man hörte nur von Minute zu Minute das Aufschluchzen des Knaben.

„Eine neue Mama?" fragte Fräulein Fränzel, und eine Todtenblässe überzog das Gesicht. „Papa will euch eine neue Mama geben?" Ganz klanglos war die Stimme geworden, während sie wie im körperlichen Schmerz die Schulter hob. „Wer hat das gesagt, Frieder?"

„Papa selbst hat mich gefragt, ob ich nicht gern eine neue Mutter haben möchte, und als ich gesagt habe, ja, aber nur Fränze soll unsere Mutter werden, da hat er mich am Arm genommen und mir das Bild von einer Dame gezeigt — das Bild war die Photographie von unserer Mutter, die Papa uns giebt." Das Kind schluchzte von Neuem auf. Langsam löste Fräuleni Fränze die Arme des Knaben, die sie noch umklammert hielten, und schritt unruhig durch das Zimmer.

„Da kann ich also gehen," murmelte sie bitter, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Noch vor dem Abendbrot bat sie der Sanitätsrath in sein Arbeitszimmer. Die Thür zum Balkon stand auf, von draußen herein wehte der Duft der Fliederbäume und Maiglöckchen, mit denen sie die Brüstung geschmückt, auf dem Schreibtisch stand eine hell leuchtende Lampe mit einem geschmackvollen grünen Schirm. Die Lampe hatte sie ihm zu Weihnachten geschenkt, und Elli, die Zwölfjährige, stickte damals unter ihrer Anleitung den Schirm. In den mächtigen Bücherregalen standen wohlgeordnet die Bücher, das ganze Zimmer athmete Behaglichkeit und Ordnung. Das alles war ihr Werk.

„Fräulein Glauert," sagte der Sanitätsrath und streckte ihr die Hand entgegen. „Sie wissen, worum es sich handelt. Frieder hat es Ihnen wohl schon erzählt." Der Schein des Lichtes warf seinen Glanz auf das charakteristische, energische Männergesicht.

„Ja — ich weiß," gab sie trostlos zur Antwort. Und bitter fügte sie hinzu: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen."

„Nicht so," bat der Sanitätsrath, „nicht so bitter, Fräulein Fränze. Die Frau, die nun als meine Gattin mein Haus betrifft, ist . . . ist eine alte Bekannte von mir, eine Jugendfreundin — eine Jugendliebe, die mir einsamen Manne das Leben noch einmal bringen soll, das Glück, und die meinen Kindern eine Mutter sein will. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe — Sie verstehen es wohl am besten, Elli und Frieder hängen sehr an Ihnen, jedes Wort, das Sie den Kindern sagen, ist ihnen Heiligthum, helfen Sie uns, Fräulein Glauert, die Schwere des Anfanges zu überwinden. Bleiben Sie bei uns, solange es Ihnen gefällt, uns erweisen Sie eine Freude damit."

Schwer athmend stand sie da, dann hob sie den Kopf, und der Schein eines gequälten Lächelns ging über das blasse Gesicht, das im Schein der Lampe seltsam alt, seltsam verfallen aussah: „An mir soll es nicht liegen, Herr Rath. Was ich kann, will ich gewißlich thun."

„Und Sie bleiben bei uns?" fragte er dringend.

„Ich bleibe ja."

Sie blieb — im Herzen mit der Hoffnung, daß sie den zarten Seelen der Kleinen unersetzlich sein würde. Es bereitete ihr eine schmerzliche Freude, wenn sie hörte, wie die Kinder sich gegen die Stiefmutter wehrten und meist fehlte ihr die Kraft, ihnen ihre Ausrufe: „Wenn du weggehst, Fränze, kommen wir mit," oder „wir sprechen gar nicht erst mit der neuen Mama," zu verweisen.

Dann kam die Stiefmutter. Eine schlanke, biegsame Erscheinung war sie, mit einem feinen, blassen Gesicht und großen, seltsam gütig blickenden Augen. Sie reichte bei ihrem Eintritt der Erzieherin die Hände, drückte sie lange und herzlich und dankte ihr für die große Liebe, die sie den Kindern und ihrem Manne gegeben. Die Kleinen nahm sie an ihr Herz und bat sie, Vertrauen zu ihr zu haben. Fräulein Glauert fühlte von Tag zu Tag mehr, daß der Widerstand schmolz bei der Güte, die die Frau den fremden Kindern schenkte. Sie war unermüdlich um sie bemüht, namentlich um Frieder, der sich trotzig noch zurückhielt. Und dann war auch der Knabe besiegt. Bei Tisch hatte er schweigend dagesessen und auf die Frage der Mutter, ob er keinen Appetit habe, unartig geantwortet: „Wenn ich essen will, werde ich es schon sagen. Fräulein Glauert hat uns nie so mit Fragen gepisakt."

„Aber Frieder," rief Fräulein Fränze erschreckt.

„Frieder," zürnte der Vater, und eine heiße Röthe stieg in sein Gesicht.

„Bitte," die Mutter legte die Hand auf den Arm des Vaters. „Ich will ihn nachher sprechen, gewiß habe ich ihm Unrecht gethan."

„Nein," sagte das Kind, und die Augen füllten sich mit Thränen.

„Willst du mir nicht sagen, was du gegen mich hast, mein Kind?" sagte die Frau nach beendeter Mahlzeit und zog den großen Jungen zu sich heran. „Ich habe dich so lieb und möchte furchtbar gern, daß du und die Mädchen mich auch leb habt, ebenso wie Papa und Fräulein Fränze. Aber wir kennen uns so wenig, da kann es doch leicht vorkommen, daß ich etwas anders sage und du es anders verstehst. Dann darfst du mir aber nicht böse sein, denn ich meine es gut mit dir und will nur nur Gutes erweisen. Wir werden beide versuchen, uns zu verstehen, dann hast du mich auch ein wenig lieb, ja?" Bei dem Tone der Stimme und dem milden Glanz der großen Augen erwachte das lange zurückgedrängte Gefühl im Herzen des Kindes. „Ich werde dich lieb haben," sagte der Knabe und küßte die Mutter zum ersten Male freiwillig.

„Mama ist sehr gut," meinte er dann am Nachmittag, als Fräulein Glauert ihn die Vokabeln für die nächste Lateinstunde überhörte. „Findest du nicht, daß man sie lieb haben muß, Fränze?"

Sie fand es und nickte mit dem Kopfe. Dann wandte sie sich ab, ging hinauf in ihr Zimmer, das ihr drei Jahre lang eine Heimath gewesen. Nun mußte sie wieder fort, hinaus in die Fremde — hier war sie überflüssig geworden, irgendwo anders würde man sie eine Zeitlang brauchen, dann wieder fortschicken — heimathlos war sie, weil sie keine Heimath des Herzens besaß.

Der schlaue Kunstfreund.

Humoreske von Adolf Thiele.

Denken Sie sich, lieber Freund," mit diesen Worten stürmte der Vizeadmiral in's Sprechzimmer des österreichischen Konsuls in Larnaka auf der Insel Cypern. „Denken Sie sich, was ich heute entdeckt habe: den Speerträger des Polyklet!"

„Todt und lebendig?" fragte der Konsul, lächelnd über den Eifer des Seemannes, den er als leidenschaftlichen Kunstfreund kannte.

„Natürlich nicht den echten," fuhr der Vizeadmiral Freiherr v. Millofiez fort. „Diese Broncestatue ist ja überhaupt verschwunden. Aber eine schöne Nachbildung in Marmor habe ich entdeckt, beim Kunsthändler Rosevally, und habe sie gekauft."

„Aber wie wollen Sie —" warf der Konsul ein.

„Ich weiß schon, wa Sie sagen wollen," unterbrach der Vizeadmiral stürmisch. „Sie meinen das strenge Verbot der türkischen Regierung, Alterthümer aus dem Lande zu führen. Ich habe mit Rosevally ausgemacht, der Kauf gelte nur dann, wenn es mir gelingt, die Statue hinauszubringen."

„Das wird kaum möglich sein," entgegnete der Konsul bedauernd.

„Nun habe ich," fuhr Millofiez fort, „nun habe ich mir einen Plan zurecht gelegt."

„Der bei der strengen Wachsamkeit der Zollwächter zu Wasser werden wird," ergänzte der Konsul.

„Hoffetlich nicht, verehrter Freund!" rief der Vizeadmiral. „Es kommt auf Sie an!"

„Auf mich?" fragte der Konsul erstaunt. „Was kann ich thun, meine Einsprache würde hier gar nichts helfen können."

„Die ist auch garnicht nöthig!" rief der Kunstfreund eifrig. „Ich bitte Sie nur um ens: daß ich die Statue verhüllt und ganz unauffällig in Ihr Haus bringen lassen darf."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden, lieber Freund", erwiderte der Konsul. „Sie wissen, ich bin Ihnen gern gefällig. Aber wie wollen Sie die Statue auf's Schiff bringen?"

„Das lassen Sie ganz meine Sorge sein! Se kommen gar nicht mit ins Spiel, Sie werden nicht im mindesten kompromittirt!"

„Das klingt ja vielversprechend!" sagte der Konsul lächelnd.

„Sie sollen völlig unschuldig bleiben", fuhr der Viceadmiral fort, „wenn aller Erwartung zuwider doch etwas herauskäme; „ich nehme alles auf mich!" Mit kräftigem Händedruck verabschiedeten sie sich dann Beide.

Am Abend hielt ein kleiner Handwagen vor dem Konsulate und einige Männer trugen einen beinahe mannshohen, dicht verhüllten Gegenstand ins Haus. Als sie sich entfernt hatten, führte der Viceadmiral, der in Civilkleidung den Transport überwacht hatte, den Konsul in das Zimmer im Erdgeschoß, wo der Gegenstand untergebracht war. „Ich muß ihn doch einmal anschauen", rief er, indem er die Hüllen löste. „Ach, da sehen Sie! Welche jugendliche Kraft und Schönheit, ein wahrer Mustermensch, dieser Speerträger! Das wird eine Zierde meiner Sammlung!"

„Mit Verlaub, Herr Enthusiast", fragte der Konsul: „Also Rosevalley weiß nicht, daß die Statue zu mir geschafft wurde?"

„Nein, nicht das Mindeste", erwiderte der Viceadmiral, „ich ließ die Statue durch Arbeiter an einen stillen Ort tragen und sie von dort durch einige Matrosen in Civil hierher bringen. Sie bleiben völlig aus dem Spiele!"

Am nächsten Abend gab der Konsul zu Ehren des österreichischen Geschwaders das unumgängliche Fest; das Konsulat erstrahlte im Lichterglanz. Außer den Offizieren des Geschwaders und den Mitgliedern der österreichischen Kolonie hatten sich die Spitzen der Behörden und eine Anzahl geladener Gäste eingefunden, man soupirte, die üblichen Toaste wurde ausgebracht und schließlich tanzte man.

Im festlichen Gewühl trafen einmal der Viceadmiral und der Konsul zusammen. „Ich sehe es Ihnen schon an", scherzte der Gastgeber, „Sie säßen am liebsten unten beim Speerträger."

„Allerdngs", flüsterte der Kunstfreund. „Das Zeitalter des Perikles ersteht vor meinen Augen, wenn ich dies Kunstwerk betrachte."

„Ich will Sie gern nach Ihrer Facon selig werden lassen", sagte der Konsul, „aber froh wäre ich, wenn wir erst den steinernen Gast aus dem Hause hinaus und auf das Admiralsschiff gebracht hätten."

„Ganz unbesorgt", erwiderte der Viceadmiral. „Meines aufrichtigen Dankes können Sie versichert sein!"

Das Fest gestaltete sich wirklich glanzvoll, im reichgeschmückten Tanzsaale drehten sich die jüngeren österreichischen Seeoffiziere mit den Schönen der Stadt im Walzertakt, und in den Nebenräumen saßen die älteren Herren bei einem guten Tropfen.

Mitternacht war schon vorüber, die einschmeichelnden Klänge der „Geschichten aus dem Wienerwald" von Strauß weckten in den jungen Seemännern Erinnerungen an die Heimath am Donaustrand, da entstand plötzlich eine Störung. Ein junger Fähnrich, der sich eifrig am Tanzen betheiligt hatte, stürzte mitten im Saal zu Boden, doch erhob er sich nicht wieder, sondern zuckte mit Armen und Beinen, anscheinend war der Bedauernswerthe von Krämpfen befallen.

Der Tnz stockte, die Musik schwieg, und einige hilfsbereite Kameraden trugen den Kranken zum Saale hinaus. Auf das Geheiß des Viceadmirals schaffte man ihn dann in ein im Erdgeschoß liegendes Zimmer, wo er auf ein Sofa gelegt wurde.

Der Befehlshaber sandte nach dem Admiralsschiffe, auf dem der Fähnrich diente, und beorderte Matrosen, die diesen auf einer Hängematte fortragen sollte. Dann schloß er das Zimmer, und begab sich in den Saal zurück, um mitzutheilen, die Sache sei nicht gefährlich und das Fest möge seinen Fortgang nehmen.

Die Theilnehmer des Festes, die ihr Mitgefühl mit dem hübschen jungen Manne geäußert hatten, wurden durch diese Mittheilung beruhigt und nahmen an den Tafeln in den Nebenräumen Platz, wo Kaffee servirt wurde.

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, als acht Matrosen eintrafen, um den Kranken abuholen.

Der Viceadmiral nahm den Konsul zur Seite und sagte: „Bitte, lassen Sie den Transport des Kranken meine Sache sein, bleiben Sie, wenn ich bitten darf, oben im Saale; es ist gut, wenn Sie dort gesehen werden!"

„Ganz wie Sie wünschen!" sagte der Konsul mit feinem diplomatischen Lächeln. „Transportiren Sie nur Ihren Kranken heil und ganz fort; hoffentlich bricht er unterwegs nichts!"

Der Viceadmiral unterdrückte seine Heiterkeit und sagte: „Verehrter Freund, Sie haben jetzt nur eine Pflicht, Ihre Gäste zu unterhalten."

„Das heißt die lebendigen, nicht die steinernen!" flüsterte der Konsul und mischte sich in die Gesellschaft.

Der Viceadmiral ersuchte nun auch alle anderen Anwesenden, ihm den Transport des Kranken zu überlassen, schloß die Thür des Zimmers im Erdgeschoß auf und führte die Matrosen hinein. Bald kehrten diese nun zurück mit ihrer Last, die auf einer Hängematte lag und mit Tüchern überdeckt war.

Langsam bewegte sich der traurige Zug durch die Menge, die vor dem Konsulat stand und bereits von dem Unfall des Fähnrichs gehört hatte. Vier Matrosen waren als Träger thätig, vier andere gingen daneben und wechselten oft mit jenen.

So gelangte man zum Hafen. Kurz vor der Zollwache wurde nochmals gewechselt. Die Zollwächter salutirten den Viceadmiral, der den Transport begleitete, und bald war ein Boot erreicht, in das man die traurige Last hineinhob.

„Nur recht vorsichtig!" rief der Viceadmiral seinen Leuten zu, und diese legten die überdeckte Hängematte sorgfältig auf dem Boden des Kanes nieder.

Bald ertönten dann die regelmäßigen Ruderschläge, unter denen das Boot in das Dunkel inausfuhr, gerade auf die Lichter des Admiralschiffes zu. —

Der Viceadmiral jedoch kehrte zum Feste zurück und theilte den Gästen erfreut mit, daß sich der kranke Fähnrich bedeutend besser befinde; es sei anscheinend nur ein ganz vorübergehendes Unwohlsein. Die Gäste waren hierüber recht erfreut, und wenn auch nicht weiter getanzt wurde, so fand das Fest doch einen harmonischen Abschluß.

Am nächsten Morgen besuchte der Viceadmiral den Konsul. „Nun, hat sich Ihr Patient erholt?" rief er lachend.

„Völlig wieder hergestellt!" erwiderte der Viceadmiral sehr heiter.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch bemerken, daß die Statue des Speerträgers aus dem Zimmer unten verschwunden ist."

„O wie schade!" sagte der Viceadmiral. „Vielleicht hat sie einer der Matrosen eingesteckt, ich muß doch gleich einmal die Taschen und Brotbüchsen revidiren lassen! Unmöglich wäre es nicht, der Speerträger ist ja, — wie alle Werke des Polyklet, — eine handliche gerade Figur, die sich leicht beistecken läßt; wäre es eine von den lebhaft bewegten Figuren des Myron gewesen, etwa der Diskoswerfer, so hätte der — Taschendieb mehr Mühe gehabt, sie unterzubringen!"

„Da Sie morgen wieder abreisen", erwiderte der Konsul, „so wünsche ich Ihnen allen so gute Gesundheit, wie sie Ihr Fähnrich mit den Krämpfen hat!"

Der Kaiserin Dank.

Aus Berlin wird berichtet: In einem Hause der Markgrafenstraße auf dem zweiten Hof hoch oben im vierten Stock wohnt eine schlichte Matrone. Fünfundachtzig Jahre zählt sie. Nur selten noch steigt sie die Treppen hinab. Kaum daß jemand sie sieht, und nur wenige selbst im Hause kennen sie. Da rollt eines Tages eine kaiserliche Equipage vor das Haus. Der Leibjäger springt vom Bock. Er öffnet den Wagenschlag, und der Equipage entsteigt die Kaiserin. Treppe für Treppe klimmt sie, von einer Hofdame begleitet, empor, bis sie oben im letzten Stockwerke vor einer Thür ngelangt ist, in dessen Rahmen die schlichte Matrone steht. „Mein liebes Fräulein Stahl!" Mit diesem Rufe streckt die deutsche Kaiserin ihr beide Hände entgegen, auf die sich die also Begrüßte ehrfurchtsvoll niederbeugt. Dann betritt die Kaiserin, ihre Hand in die der alten Dame gelegt, deren Wohnung. Die Menge, die sich inzwischen draußen auf der Straße angesammelt hat, muß geraume Zeit auf das Wiedererscheinen der Kaserin warten. Endlich rollt der kaiserliche Wagen wieder davon und dem Königsschlosse zu. Durch die Menge geht ein Fragen und Forschen: „Wo war die Kaiserin? Und wer ist es, bei dem sie so lange gewesen?" — Den Namen haben wir schon verrathen. Aber welche Bewandtniß hat es mit dem Fräulein Stahl, das die Kaiserin besuchte? Das ist leicht erzählt. Katharina Stahl hatte bei der Geburt des Kaisers Wilhelm assistirt, und seine hGemahlin gedenkt noch heute dankbar der ersten Helferin. Als de Kaiserin später selbst Mutter wurde, hat sie auch jene treue, erste Pflegerin ihres Gemahls bei sich gesehen. Denn Katharina Stahl war keine gewöhnliche Frau ihres Faches. Mit muthigem Herzen hat sie in den vordersten Reihen gestanden, wenn es galt, Epidemien zu bekämpfen, und die Kunde hiervon hatte sie wohl der Kaiserin näher gebracht und ihr die Werthschätzung der hohen Frau gewonnen. Von dieser Zuneigung sprechen in dem bescheidenen Hem der Matrone mannigfache Zeichen. Ueberall stehen Bilder mit dem kaiserlichen Namenszug und zeigen die Kaiserin in den verschiedensten Lebensaltern oder im Kreise der Ihrigen. Das aus Anlaß der silbernen Hochzeit entstandene Gruppenbild der kaiserlichen Familie erhielt die Greisin am Vorabend des Festes, und als ihr die Kaiserin den geschilderten Besuch abstattete, waren Tags zuvor Diener erschienen und hatten prächtige Blumentöpfe draußen für den Balkon gebracht, den die Kaiserin bei einem früheren Besuche bemerkt hatte. Vor ihren Bildern aber hat die Matrone ein ganzes Parterre von Blumen aufgebaut. — „Es sind alles „Vergißmeinnicht", sprach sie erläuternd zu uns, „Denn wie könnte auch ich solcher Frau und Kaiserin vergessen!"

Wie Barnum hereingelegt wurde.

Der berühmte Schausteller Barnum war ein sehr schlauer Geschäftsmann, aber auch er sollte hineingelegt werden. Eines Tages erschien in seinem großen Museum ein Herr, händigte einem der Angestellten seine Karte ein und bat, den Besitzer persönlich sprechen zu dürfen. Nach einigem Suchen fand man Barnum, und nach gegenseitiger Vorstellung und Begrüßung führte der große „Showman" seinen Besuch persönlich durch das große Etablissement; arch beschrieb er dem Gast die Geschichte der verschiedenen Merkwürdigkeiten, wie er nur dazu im Stande war. Der Besucher bedankte sich herzlich für die ihm erwiesene Liebenswürdigkeit; doch bevor er ging, meinte er: „Apropos, Mr. Barnum, trotz der vielen Merkwürdigkeiten wundere ich mich doch, daß Sie mir in Ihrem Museum nicht ein einziges Andenken an den berühmten Seefahrer Cook gezeigt haben, für dessen Geschichte ich mich lebhaft interessire." Barnum erinnerte sich plötzlich, daß er in einem abseits gelegenen Zimmer noch eine Anzahl indischer Keulen besaß, bat seinen Gast, sich einen Augenblick zu gedulden, und es dauerte nicht lange, so kam er mit einer Waffe zurück, die ein Etikett aufwies, auf dem die Worte standen: „Mit dieser Keule wurde Kapitän Cook erschlagen." Um die Sache etwas natürlicher zu machen, hatte er die Keule erst ein bischen im Staube herumgewälzt, der sich in der Rumpelkammer ja reichlich vorfand. „Es freut mich, daß Sie doch noch etwas gefunden haben", sagte der Besucher, indem er die Keule hin- und herdrehte und mit kritischen Blicken betrachtete. „Und das ist wirklich die Keule, mit der Cook erschlagen wurde?" „Ganz genau dieselbe", versetzte Barnum; „aber darf ich fragen, mein Herr, ob Sie mit Kapitän Cook irgendwie verwandt sind, daß Sie an dem Gegenstande solch großes Interesse haben?" „Das gerade nicht; aber ebenso wie Cook bin auch ich viel gereist. Ich habe nämlich fast alle Museen der Welt besucht, und da ich in allen die echte Keule vorfand, mit der Cook erschlagen worden, so konnte ich mir unmöglich denken, daß eine so werthvolle kulturhistorische Reliquie in Ihrem Museum fehlen sollte. Besten Dank, Mr. Barnum." Mit diesen Worten lüftete der Fremde seinen Hut und ließ den ihm verdutzt nachblickenden Barnum stehen.

Das schwere Dasein in Bayern.

Ein Leser in Bamerg sendet der Frankfurter Zeitung, als Beweis für die Findigkeit der bayerischen Post, eine Postkarte ein, die am 11. April aus Gold Hill (Vereinigte Staaten) an folgende Adresse agesandt wurde:

An das schwere Dasein
in Bayern,
Oberfranken.

Am 24. April gelangte die Karte prompt nach Bamberg und wurde unverzüglich an Herrn Burger, Kirchner bei St. Jakob, abgeliefert. Wieso das? Nun, dieser Herr führt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den Ausdruck „Schweres Dasein" im Munde, der ihm denn auch als Spitzname geblieben ist. Vater von neun lebendigen Kindern hatte er freilich wohl Grund, von einem schweren Dasein zu sprechen; doch ist es ihm nicht so ernst damit; er ist vielmehr von einem unverwüstlichen Optimismus erfüllt und läßt sich trotz seines „schweren Daseins" seinen Schoppen gut schmecken.

Wrangels Orthographie.

In den Tagen des dänischen Krieges von 1864 trat der Kriegsminister v. Roon mit allen Zeichen der Verlegenheit in das Arbeitskabinett des Königs Wilhelm I. Ein Schreibebrief des „alten Wrangel", den der General soeben durch einen Generalstäbler empfangen, war es, über den sich Roon den Kopf zerbrach, denn in diesem Briefe, der dem Könige vorgelegt wurde, bezeichnete der alte Feldmarschall den Ueberbringer, einen Hauptmann v. T., als den „feigsten" Offizier der preußischen Armee, während er im Nachsatze für ihn einen hohen Orden als wohlverdiente Auszeichnung verlangte.

„Was soll ich nur von dem Widerspruch halten?" fragte Roon seinen Kriegsherrn.

Der erwiderte lächelnd: „Ach, da kennen Sie eben Wrangels Rechtschreibung nicht. Er meint nicht den „feigsten", sondern den „fähigsten" (fähigsten) Offizier."